

Jascha Nemtsov

Deutsch-jüdische Identität und Überlebenskampf

Jüdische Komponisten im Berlin der NS-Zeit

2010

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

ISSN 1613-7493
ISBN 978-3-447-06269-5

Inhalt

	Danksagung	7
I.	„Tradition der Verpflichtung gegenüber dem Geiste“ – Jüdische Kultur in der NS-Zeit	9
	1. „Als Deutscher zu gelten, aber Jude zu sein“	9
	2. Vom Jüdischen Kulturbund zum Bund für jüdische Kultur	14
	3. Jüdische Musik und jüdische Musiker	24
	4. „Den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen“	30
II.	„Kunst gehört zum höheren Leben“: Arno Nadel	37
	1. Wilna – Königsberg – Berlin	37
	2. „Ost und West“	49
	3. „Der Jude“	58
	4. Der Synagogenmusiker und Komponist	67
	5. Der Musiksammler	78
	6. Der Musikpublizist	84
	7. Der Dichter	88
	8. Der Maler	95
	9. Die letzten Jahre	105
	Anhang Arno Nadel: Zwei Gedichte, Auszüge aus den Tagebüchern	119
III.	Oskar Guttman und Alfred Goodman	127
	1. Ein jüdischer Musiker in Deutschland	127
	2. „Was ist jüdische Musik?“	136
	3. „B‘reschit“, ein Schöpfungshymnus	145
	4. Pädagoge und Leiter der Kantorenschule	155
	5. Mitarbeiter des „Weltzentrums für jüdische Musik“	160
	6. Der junge Musiker im Jüdischen Kulturbund	167
	7. Oskar Guttman: die letzten Jahre in New York	179
	7. Alfred Goodman: ein Heimatloser als Brückenbauer	187
	Anhang Oskar Guttman: Die Synagogenmusik in Zentral- und Westeuropa und ihre notwendige Reform	195
IV.	„Eine Persönlichkeit eigenen Gepräges“: Jakob Schönberg	205
	1. „Das wirklich Bedeutende setzt sich in der Kunst immer durch“	205
	2. „Die traditionellen Gesänge“	213
	3. Musiker in der Filmbranche	220
	4. Der Neuanfang in Berlin: <i>Shirej Erez Israel</i>	223
	5. Im Mittelpunkt des jüdischen Musiklebens	231

6. Flucht und Exil	250
Anhang	
Jakob Schönberg: Die Pentatonik in den aschkenasischen Neginoth	256
Jakob Schönberg: Das Lebenswerk von Abraham Zwi Idelsohn.....	260
V. „Ich gehöre hierher, nach Deutschland!“: Werner Seelig-Bass.....	267
1. Kindheit und Jugend in Brandenburg a.d. Havel	267
2. Studium in Berlin und das erste Engagement	271
3. Von Kassel nach Berlin	278
4. Marion Koegel.....	285
5. „Vorspiel zu einer jüdischen Feier“	293
6. Von Berlin nach New York	300
Anhang	
Warner Bass: Briefe und Erinnerungen an Edmund von Borck	314
VI. Karl Wiener.....	329
1. „Eine populäre Erscheinung in unserem jüdischen Kulturleben“	329
2. „Alexander-Idyll“	339
Anhang	
Karl Wiener: Erinnerungen an Gustav Mahler	345
Karl (Israel) Wiener: Zu Schönberg's 65. Geburtstag	347
Archivsammlungen und Literatur.....	349
Beilage-CD.....	353

Danksagung

Dieses Buch ist im Rahmen eines von dem Fonds „Erinnerung und Zukunft“ mit Mitteln einer Spende der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft geförderten Forschungsprojektes entstanden. Mein Dank gilt den beiden Institutionen, sowie speziell dem ehemaligen Vorstandsmitglied der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ Herrn Dr. Ulrich Bopp. Die Durchführung des Projektes an der Universität Potsdam wurde durch die tatkräftige Unterstützung von Frau Prof. Birgit Jank und Herrn Prof. emer. Karl E. Grözinger ermöglicht, denen ich ebenfalls herzlich danke. Danken möchte ich auch den Mitarbeitern der Archive, in denen ich forschte: Archiv des Leo Baeck Institute New York, Musikarchiv des Jewish Theological Seminary of America in New York (Dr. Elliott Kahn), Handschriftenabteilung der Jewish National and University Library Jerusalem, Musikabteilung der gleichen Institution (Dr. Gila Flam), Musikbibliothek und -archiv des Gratz College Philadelphia (Prof. Dr. Marsha Bryan Edelman), Special Collection der New York Public Library (Bob Kosovsky), YIVO Institute for Jewish Research New York, sowie Archiv der Stiftung Akademie der Künste Berlin. Außerdem danke ich Frau Renate Goodman für die Materialien über die Komponisten Oskar Guttmann und Alfred Goodman aus ihrem Familienarchiv, die sie mir großzügig zu Verfügung stellte, und dafür, dass sie ihre Erinnerungen mit mir teilte. Dem Redakteur des Deutschlandradio Dr. Frank Kämpfer bin ich für seine Hilfe bei der Erstellung der Beilage-CD zu Dank verpflichtet. Ich danke Herrn Jürgen Gottschalk für seine Unterstützung.

Jascha Nemtsov

Berlin, September 2009

I. „Tradition der Verpflichtung gegenüber dem Geiste“ – Jüdische Kultur in der NS-Zeit

I.1. „Als Deutscher zu gelten, aber Jude zu sein“

„[...] möge Gott das heilige Deutschland schützen! Es ist das weiseste Volk Europas, nämlich wahrhaft das Volk der Dichter und Denker, aber weil es so echt und tief ist, von der Nacht, dem Schlächter-Heldentum irregeführt, – auf Blut-Umwegen gelangt es zur Freiheit, zur Freiheit des Geistes und der edlen Kunst. Führer wird, wer edel ist, wer weise in der Seele, stark in der Seele ist, gerecht in der Seele ist, gütig in der Seele ist.“¹ Diese Worte notierte der Dichter, Maler und Komponist Arno Nadel am 2. August 1942 in sein Tagebuch – ein in Berlin lebender, von seinen deutschen Mitmenschen tagtäglich gepeinigter und gedemütigter Jude. Zu diesem Zeitpunkt wohnte der 64-jährige Nadel seit mehr als einem Jahr in einem der sogenannten „Judenhäuser“, er musste Zwangsarbeit verrichten, die ihn körperlich und seelisch zermürbte. Sieben Monate später wurde er zusammen mit seiner Frau nach Auschwitz deportiert und dort in der Gaskammer ermordet.

Auf den ersten Blick bestürzen die zitierten Worte durch ihre grenzenlose Naivität. Gleichzeitig berühren sie als Ausdruck einer unerschütterlichen Liebe eines Juden zu Deutschland, der deutschen Sprache und der deutschen Kultur. In einer jüdischen Umgebung geboren und mit Jiddisch als Muttersprache aufgewachsen, entdeckte Nadel das Deutsche für sich zunächst als faszinierende fremde Welt, die zwar bald zu seiner eigenen werden, ihre Faszination aber nie mehr einbüßen sollte. „Und habe ich dir schon erzählt“, schrieb er darüber in seinem Tagebuch – an einen imaginären künftigen Leser denkend, „wie ich in meiner Geburtsstadt Wilna, als ich [...] als Achtjähriger auf der großen Straße von einer deutschen Mutter, die ihr Kind an der Hand führte, zum ersten Mal in meinem Leben ein reiches schönes Deutsch vernahm – die Dame redete mit ihrem Kinde – dass ich ihr wie ein Verwandelter nachging und lauschte – und mich verirrte, sodass ich zuhause vermisst wurde – ich höre noch die süßen Laute – und weißt du, Uhl,² dass ich eben dadurch einen Abstand zur deutschen Sprache gewann und darüber wissend sie doppelt gut handhaben konnte.“³ Die deutsche Kultur und die deutsche Sprache sind für Nadel bis zuletzt seine geistige Heimat geblieben – sogar im Berlin des Jahres 1942, am Rande des Abgrundes.

Im Unterschied zu manchen deutschen Juden, die – um „vollwertige“ Deutsche werden zu können – ihr Judentum aufgaben, war Nadel zeit seines Lebens ein durch und durch jüdischer Mensch. Er war Jude nicht nur im Sinne seiner Abstammung,

1 Tagebuchaufzeichnung vom 2.8.1942, Leo Baeck Institute New York, AR 4314

2 Mit der Abkürzung „Uhl“ („Unbekannter Heiliger Leser“) bezeichnete Nadel in seinem Tagebuch den imaginären künftigen Leser.

3 Ebd.

sondern durch die Verbundenheit zu verschiedensten Erscheinungsformen jüdischer Kultur, aber auch durch seine tiefe Religiosität. Gleichzeitig dachte und fühlte er deutsch und nahm als Dichter und Philosoph am deutschen Geistesleben seiner Zeit teil.

Genauso wie Arno Nadel, war auch sein Freund und Kollege, der Komponist, Dirigent und Publizist Oskar Guttman, in beiden Kulturen – der jüdischen und der deutschen – gleichermaßen zu Hause. Die erzwungene Trennung vom deutschen Teil seiner Identität empfand er als Trauma, das er im amerikanischen Exil trotz eines erfolgreichen beruflichen Neuanfangs nicht verwinden konnte. Oskar Guttman's Sohn Alfred erinnerte sich später an seinen Vater: „Ich muss sagen, dass eigentlich die ganze Zeit Anfang 1933 bis zur Auswanderung, das waren ja immerhin noch sechs Jahre, doch mit Tragik dahingehend umringt waren, dass mein Vater an nichts glaubte außer an seinen Beruf, an seine kulturelle Verflochtenheit, seine Verflechtungen mit der deutschen Kultur, wenn er auch kosmopolitisch gedacht hat, aber die Verflechtungen zur deutschen Kultur waren doch so tief in ihm drin, er kam da nicht heraus, und daran ist er auch in New York gestorben.“⁴

Es ist fast schon zum Klischee geworden, die deutsch-jüdischen Beziehungen vor der Nazizeit zu verklären und in diesem Kontext von einer „Kultursymbiose“ zu sprechen. Mehrere jüdische Historiker der Nachkriegszeit bezeichneten diese Symbiose jedoch als Mythos, der ein in die Vergangenheit projiziertes Wunschenken widerspiegelt. Der Begriff „Kultursymbiose“ suggeriert eine enge bilaterale Beziehung, einen intensiven Dialog zweier gleichberechtigten Kulturen, der aber in der deutsch-jüdischen Geschichte sogar zu ihren besten Zeiten nicht stattfand. Der Beitrag jüdischer Kulturschaffender wurde in ihrer nichtjüdischen Umgebung gerade in dem Maße akzeptiert oder toleriert, in dem sie ihre Eigenschaften als Juden unterdrückten und sich an ihre Umwelt anpassten. Sie wurden also nicht als Juden akzeptiert, sondern trotz ihres Judentums. Was das eigene kulturelle Leben der jüdischen Gemeinschaft betrifft, so wurde es von der deutschen Öffentlichkeit so gut wie nicht bemerkt.

Vielleicht am treffendsten äußerte sich dazu Gershom Sholem in einem offenen Brief unter dem Titel „Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch“ (1962): „Ich bestreite, dass es ein solches deutsch-jüdisches Gespräch in irgendeinem echten Sinne als historisches Phänomen je gegeben hat. Zu einem Gespräch gehören zwei, die aufeinander hören, die bereit sind, den anderen in dem, was er ist und darstellt, wahrzunehmen und ihm zu erwidern. Nichts kann irreführender sein, als solchen Begriff auf die Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Juden in den letzten 200 Jahren anzuwenden. Dieses Gespräch erstarb in seinen ersten Anfängen und ist nie zustande gekommen. Es erstarb, als die Nachfolger Moses Mendelssohns, der noch aus irgendeiner [...] jüdischen Totalität her argumentierte, sich damit abfanden, diese Ganzheit preiszugeben, um klägliche Stücke davon in eine Existenz herüberzuretten, deren neuerdings beliebte Bezeichnung als deutsch-jüdische Symbiose

4 Zit. nach Christine Fischer-Defoy, „Wir waren schließlich durch das Schicksal verbunden.“ Die „Jüdische Private Musikschule Hollaender“ in Berlin, in: *mr-Mitteilungen*, Nr. 64, Juli 2008, S. 5

ihre ganze Zweideutigkeit offenbart. Gewiss, die Juden haben ein Gespräch mit den Deutschen versucht, von allen möglichen Gesichtspunkten und Standorten her, fordernd, flehend und beschwörend, kriecherisch und auf trotzend, in allen Tonarten ergreifender Würde und gottverlassener Würdelosigkeit [...] Der Versuch der Juden, sich den Deutschen zu erklären und ihre eigene Produktivität ihnen zur Verfügung zu stellen, sogar bis zur völligen Selbstaufgabe hin, ist ein bedeutendes Phänomen. [...] Von einem Gespräch vermag ich bei alledem nichts wahrzunehmen. [...] Wo Deutsche sich auf eine Auseinandersetzung mit den Juden in humanem Geiste eingelassen haben, beruhte solche Auseinandersetzung stets [...] auf der ausgesprochenen und unausgesprochenen Voraussetzung der Selbstaufgabe der Juden, auf der fortschreitenden Atomisierung der Juden als einer in Auflösung befindlichen Gemeinschaft, von der bestenfalls die einzelnen [...] rezipiert werden konnten“.⁵

Wenn eine deutsch-jüdische „Symbiose“ tatsächlich existierte, so waren es wohl vor allem jüdische Kulturträger wie Arno Nadel oder Oskar Guttman, die sie mit ihrem eigenen Leben und Wirken repräsentierten. Mit ihrer Vertreibung und Ermordung wurde nicht nur diese „Symbiose“ zerstört, sondern auch ein unwiederbringlicher Teil der deutschen Kultur, des Deutschtums vernichtet.

Eine grundunterschiedliche Einschätzung der deutsch-jüdischen „Symbiose“ in den Arbeiten deutscher und jüdischer Kulturhistoriker der Nachkriegszeit ist durch die divergierenden Interpretationen dieses Begriffs zu erklären. Während Gershom Sholem oder Martin Buber dabei ein „Gespräch“ meinen, so bezeichnen die meisten deutschen Wissenschaftler damit lediglich die Annäherung der deutschen Juden an die Kultur ihrer Umgebung.⁶ Als „Symbiose“ wird also die Assimilation oder, wenn die negative Konnotation dieses Wortes vermieden werden soll, die Akkulturation eines großen Teils des deutschen Judentums an die deutsche Kultur beschrieben.

Völlig übersehen wird dabei oft die Tatsache, dass für die assimilierten deutschen Juden die jüdische Kultur dennoch eine wichtige, identitätsstiftende Bedeutung behielt. Es sei an dieser Stelle betont, dass es hier nicht um diejenigen jüdischen Menschen geht, die jegliche Verbindung zum Judentum verloren oder – wegen gewisser gesellschaftlicher Vorteile – bewusst aufgelöst hatten und diese Trennung dann zumeist mit dem formalen Übertritt zum Christentum besiegelten. Sie hörten damit auf, jüdisch zu sein. Auch wenn die Zahl solcher Menschen beträchtlich war, versuchte doch die große Mehrheit der deutschen Juden, sich gleichzeitig in beiden Kulturen – der jüdischen und der deutschen – zurechtzufinden. Dabei wurde die jüdische Tradition unter dem Einfluss der Kultur der deutschen Umgebung unvermeidlich Veränderungen und Anpassungen unterzogen. Auf diesem Wege wurde eine transkulturelle Identität⁷ geschaffen, die Elemente beider Kulturen

5 Gershom Sholem, Offener Brief an Manfred Schlösser, in: *Judaica II*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1970, S. 7ff.

6 Vgl. etwa Manfred Voigts, *Die deutsch-jüdische Symbiose. Zwischen deutschem Sonderweg und Idee Europa* (= *Conditio Judaica*, Bd. 58), Max Niemeyer, Tübingen 2006

7 Der Begriff der Transkulturalität ist in der modernen Soziologie und Kulturologie u.a. durch die Arbeiten von Wolfgang Welsch etabliert: s. zum Beispiel Wolfgang Welsch, *Transculturality – the Puzzling Form of Cultures Today*, in: Mike Featherstone and Scott Lash (Hrsg.), *Spaces of Culture: City, Nation, World*, London 1999, S. 194–213. Transkulturalität bedeutet, dass die Begegnung zwei-

vereinigte. Es war damals ein ganz ungewöhnliches Phänomen in der deutschen kulturellen Landschaft. Dieses Phänomen erschien der deutschen Gesellschaft daher fremd und unverständlich – und es erscheint gewissermaßen heute noch so. Zwar wird heutzutage die Transkulturalität oder Bi-Kulturalität allgemein als ein nicht mehr zu verdrängendes Merkmal einer modernen, dynamischen Zivilisation und eine Konsequenz der globalisierten Welt betrachtet, auf der Alltagsebene wird sie aber bei weitem nicht immer akzeptiert.⁸ Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die doppelte kulturelle Identität in allen öffentlichen Räumen als Nonsens empfunden, der im krassen Widerspruch zu der herrschenden Idee des Nationalstaates mit seinem Kulturmonopol stand.

Da die jüdische „doppelte“ Identität also mit den gesellschaftlichen Normen nicht konform war, wurde sie von der nichtjüdischen Umgebung verzerrt wahrgenommen. Für die Außenwelt waren die Juden entweder „zu jüdisch“ und dann keine Deutschen – wenn sie ihr Judentum mehr oder weniger offen auslebten, oder man erkannte sie überhaupt nicht als jüdisch an, sondern nur als Deutsche – wenn man von ihrem jüdischen Leben wenig merken konnte. Für Juden war es daher eine Art ständiger Balanceakt zwischen ihrer jüdischen Identität und ihrer deutschen Loyalität. Der 1912 geborene Patriarch der deutsch-jüdischen Musiker, der Dirigent Kurt Sanderling, brachte diese prekäre Situation auf den Punkt, als er in einem Interview sagte: „Mein ganzes Leben in Deutschland war der verzweifelte Kampf, als Deutscher zu gelten, aber Jude zu sein.“⁹

Das Ringen der Mehrheit der deutschen Juden nach dem Ideal einer transkulturellen deutsch-jüdischen Identität repräsentierte vor allem der „Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ (C.V.).¹⁰ Diese 1893 gegründete Organisation, deren wichtige Aufgabe der Kampf gegen den Antisemitismus war, stellte entgegen manchen heutzutage verbreiteten Ansichten keinen „Assimilationsverein“ dar. Ganz im Gegenteil: sie setzte sich unter anderem tatkräftig für die Förderung einer jüdischen Kultur innerhalb der deutschen kulturellen Gemeinschaft ein. „Der C.V. ist nicht nur eine Abwehrvereinigung, er ist ein Kulturverband. Der Abwehrverband bedeutet die Heimkehr zum Judentum. Wer eine Sache verteidigen will, muss sie kennen,“ erklärte Anfang der 1920er Jahre der Stuttgarter Rabbiner und Vertreter des C.V., Paul Rieger.¹¹ Die Kulturinitiativen des C.V. trugen neben

er unterschiedlicher Kulturen als Konsequenz zu einer Verwischung oder sogar Aufhebung der Grenzen zwischen ihnen führen kann. Daraus entsteht jedoch keine uniforme Weltkultur, sondern Individuen und Gesellschaften, die transkulturelle Elemente in sich tragen. Ansatz für Transkulturalität ist der Austausch von unterschiedlichen Lebensformen, Werten und Weltanschauungen. Durch diese Art der „Begegnung“ entstehen neue Formen kultureller Verbindungen, die in einer Art Netzwerk miteinander verwoben werden. Die transkulturelle Gesellschaft ist nach Welsch also eine Kultur, an der alle teilhaben, egal aus welcher nationalen Kultur sie ursprünglich kommen.

8 Vgl. Wolfgang Gippert u.a. (Hrsg.), *Transkulturalität: Gender- und bildungshistorische Perspektiven. Kultur und soziale Theorie*, transcript Verlag, Bielefeld 2008

9 Exklusivgespräch mit Kurt Sanderling in: <http://www.guywagner.net/sanderling.htm>

10 Avraham Barkai, „Wehr dich!“ *Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) 1893–1938*, C.H. Beck, München 2002,

11 Zit. nach Michael Brenner, *Jüdische Kultur in der Weimarer Republik*, C.H. Beck, München 2000, S. 30

den kulturzionistischen Aktivitäten maßgeblich zu der Wiederbelebung der säkular-jüdischen Kultur in Deutschland Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts bei. Im Unterschied zu den Zionisten, deren Tätigkeit sich letztlich auf den künftigen jüdischen Staat in Palästina orientierte, wollten die Anhänger des Central-Vereins die jüdische Kultur als integrierten Teil der deutschen Kultur sehen. Diese Vorstellung passte aber weder den Antisemiten, die jegliche jüdischen Elemente aus dem deutschen Leben beseitigen wollten, noch den wohlmeinenden deutschen Freunden, die die Juden lediglich als besondere religiöse Richtung innerhalb des deutschen Volkes ansahen, die kein eigenes kulturelles Bewusstsein im nichtreligiösen Sinne haben konnte.

Die Unfähigkeit der deutschen Gesellschaft, sich sachlich mit der Transkulturalität ihrer jüdischen Minderheit auseinanderzusetzen, war daher nicht nur Anlass für antisemitische Reaktionen, sondern auch Quelle von vielen Missverständnissen und Missinterpretationen, die den kulturologischen und soziologischen Diskurs bis heute begleiten.

Ein Beispiel dafür ist die Geschichte der Jüdischen Kulturbünde während der NS-Zeit. „Sie sahen sich als Deutsche, die rassistisch verfolgten Künstler um Kurt Singer, die 1933 in Berlin den Kulturbund Deutscher Juden gründeten. Aber für die Gestapo gab es nur Juden und keine deutschen Juden, weshalb der Name schon 1934¹² in Jüdischer Kulturbund geändert werden musste. Mehr und mehr drängte der NS-Staat dieser Selbsthilfeorganisation ein jüdisches Repertoire auf. Eine verzweifelte Suche nach jüdischen Themen begann, etwa nach alttestamentarischen Stoffen in Händel-Oratorien,“ schreibt der verdienstvolle Berliner Verein „musica reanimata“ in einer Veranstaltungsankündigung.¹³ Die Vereinigung, die damals die gesamte künstlerische Kreativität und kulturelle Kompetenz des deutschen Judentums verband, wird hiermit zu einer „Selbsthilfeorganisation“ degradiert, der von den Nazis „ein jüdisches Repertoire“ aufgezwungen worden wäre. Der Gedanke, dass die Juden in ihren kulturellen Aktivitäten auch von sich aus „jüdische Themen“ hätten aufgreifen können, wird nicht einmal in Betracht gezogen. Allein das Vorhandensein solcher Themen wird offensichtlich bezweifelt, wenn dabei zunächst „Händel-Oratorien“ erwähnt werden. Man kann sich des Eindrucks schwer erwehren, dass es nicht nur für die damaligen Verfolger, sondern auch für die heutigen „Reanimierer“ keine „deutschen Juden“ im Sinne einer komplexen deutsch-jüdischen Kultur geben kann. Waren die deutschen Juden für die Nazis „nur Juden“, so werden sie heutzutage allzu gern zu „nur Deutschen“ gemacht.

12 Richtig: 1935

13 <http://www.musica-reanimata.de>